

Der Akademiker und die Kirche.

Von Universitätsprofessor Dr. Ernst Walb, Köln.

Es ist vielmehr noch als eine Frage nach dem Schicksal unserer Kirche als Volkskirche, ob die Welt der Bildung den Weg zurück findet zu Glaube und kirchlicher Gemeinschaft. Daß neuerdings so kräftige Anstöße in dieser Richtung aus der akademischen Welt selbst kommen, wie es im nachfolgenden geschieht, scheint uns ein besonders erfreuliches Zeichen. Die Ausführungen des bekannten Nationalökonom an der Universität Köln stellen die Wiedergabe eines in den Adventstagen vor einem akademischen Kreis gehaltenen Vortrags dar. Schriftl.

1.

Wenn der Philosoph Arthur Schopenhauer noch auf Erden wandeln würde, würde er seine helle Freude haben. Denn die gegen seinen großen Konkurrenzphilosophen Hegel mit wütender Energie verfochtene These, daß nicht der Geist, nicht die göttliche Vernunft, nicht die Vorstellung die Welt regiere und ein Gebilde der Ordnung schaffe, sondern der dumpfe Trieb oder der Wille, mit dem Ergebnis des Chaos, bei dem nur übrigbliebe die Resignation und das Mitleid mit einer gequälten Menschheit, scheint voll und ganz durch den Verlauf der Dinge bestätigt zu sein. Es gibt dafür kein besseres Demonstrationsobjekt als das Gebiet, auf dem ich besonders sachverständig bin, das Gebiet der Wirtschaft und der Politik.

Wirtschaft und Politik haben sich in ihren Methoden oft gewandelt und neue Wege beschritten, um sich veränderten Lagen anzupassen. Zum Teil ist dies geschehen im Zuge fortschreitender Entwicklung, zum Teil im Bruch mit der Vergangenheit. Selten aber ist die Wandlung so wider alle Vernunft vor sich gegangen wie jetzt.

Was sich heute hier vollzieht, ist ein Hohn auf den Geist. Einen Hohn auf den Geist stellen die Methoden der inneren und äußeren Politik dar, wo statt des Beweises die Behauptung herrscht. Einen Hohn auf den Geist bedeuten die Maßnahmen in der Wirtschaft, wo alle Gesetze verachtet werden und man das Wasser zwingt, den Berg hinaufzulaufen. Es ist eine Zeit des Dunkels und der Trübsal. Eine Zeit, in der man wie selten die Adventshoffnung braucht, die Adventshoffnung, die nichts anderes darstellt, als die Hoffnung auf das Anders- und Besserwerden.

Woher soll die Wendung aber kommen? Welche Kräfte sollen sie bewirken? Es müssen doch wohl Kräfte höherer Art sein, da die niederen uns nur das Chaos beschert haben.

Solcher Kräfte aber gibt es nur zwei. Sie kommen aus dem Gebiet der Wissenschaft und der Religion, und sie heißen Wissen und Glauben. Ueber Wissen und Glauben und das, was wir davon zur Steuerung unserer Not zu erwarten haben, will ich daher heute ein paar Gedanken vortragen.

Ich bin dabei der Meinung, daß die Aufrollung dieses Fragenkomplexes im Kreise evangelischer Akademiker besonders am Platze ist. Der zu einer Konfession noch stehende Akademiker ist ja an sich schon der klassische Boden, auf dem dieser Gegensatz sich austrägt. Der evangelische Akademiker aber dürfte es besonders sein, weil er auf dem Gebiet des Wissens und des Glaubens größere Bewegungsfreiheit hat und in beiden nur auf sich selber gestellt ist.

2.

Das Verhältnis von Wissen und Glauben hat sich in der Geschichte mannigfach gewandelt. Für die Scholastiker war das Wissen eigentlich nur eine höhere Form des Glaubens. Was der gemeine Mann aus Gefühl und Ueberlieferung unbewußt hin nahm, sollte dem Gebildeten durch den geistigen Beweis bestätigt werden. Er sollte die beglückendere Form des Glaubens haben, den durch die Vernunft verklärten Glauben.

Diese Meinung hat sich als Trugschluß erwiesen, und das scheint gut so. Denn das andere wäre eine schlechte Weltordnung und bedeutete die Aufhebung der Gleichheit der Menschen vor Gott, weil der geistig Begnadete auch noch den leichteren Glauben haben würde.

Die göttliche Gerechtigkeit hat es umgekehrt eingerichtet. Sie hat dem Wissenden den Glauben schwerer gemacht. Er muß sich entweder zum Glauben durchringen oder ihn gegen stärkere Anfechtungen behaupten. Beides ist aber für ihn deshalb so schwer, weil er lernen muß, auf zwei Schultern zu tragen und mit verschiedenen Prinzipien des Erkennens zu arbeiten.

Die Aufgabe der Wissenschaft besteht, wenn man von dem besonderen Fall der historischen Disziplinen und ihrer Feststellung des Einmaligen absieht, im Tiefsten darin, mit den Mitteln der logischen Erkenntnis die Einheit der Idee in der Vielheit der Erscheinungen nachzuweisen. Diesem Prinzip und dieser Methode ordnet sich aber das Glaubensgebiet nicht unter. Dort liegt eine völlig andere Welt, die mit völlig anderen Mitteln begriffen sein will.

Es tritt uns hier das Problem des Anderssein entgegen, das in der Welt immer auf so viel Mißverständnis gestoßen ist. Immer wieder wurde und wird verkannt, daß Anderssein weder Schlechtersein noch gar Nichtsein bedeutet.

Der politische Gegner ist anders, aber nicht schlechter. Die Frau ist anders, aber nicht minderwertiger. Das Gebiet des Glaubens und der Gotteserkenntnis ist anders als das der sinnlichen Welt, aber dadurch nicht unwirklich.

Man erkennt die letztere Wahrheit am deutlichsten, wenn man sich vergegenwärtigt, daß man die Dinge der sinnlichen Welt nur in den Kategorien Zeit und Raum denken kann, daß aber jedes Denken an Gott sich mit dem unvorstellbaren Begriff „Unendlich“ und „Ewig“ verbindet. Es will eben alles nach seiner Wesensart begriffen und nach seinem Zweck gewürdigt sein.

Leider hat es lange gedauert, bis sich diese Erkenntnis sowohl bei den Hütern des Glaubens, als auch bei denen des Wissens durchgesetzt hat. Beide sind in der Vergangenheit gleich unduldsam gewesen, je nach der Machtposition, die sie innehatten.

Unsere und unserer Väter Generation hat besonders die Unduldsamkeit der Wissenschaft erlebt.

Als der Anatom Rudolf Wagner, der Vater des großen Nationalökonomten Adolf Wagner, 1854 den Satz wagte, das Seziermesser sei kein Instrument für die Erforschung des Glaubensgebietes, wurde er von der Wissenschaft mit Hohn und Spott übergossen und sein besonderer Gegner, Karl Vogt, hat ihm in einer Schrift „Köhlerglaube und Wissenschaft“ den Vorwurf der doppelten Buchhaltung gemacht. Es ist heute noch lehrreich zu lesen, was ein anderer großer und tief religiöser Nationalökonom, Wilhelm Roscher, darüber geäußert hat*):

„Wie leicht man bei der „Welt“ in den Ruf des „Geistes“ kommt, wenn man ihrem gottlosen Hochmut schmeichelt, bewies schon während meiner Jugend der große Beifall, den ein noch lebender Materialist mit seinem Spott über Rudolf Wagners „doppelte Buchhaltung“ gerade in Gelehrtenkreisen fand. Der ehrwürdige Wagner, der bekanntlich mit Seziermesser, Mikroskop usw. sehr geschickt umzugehen mußte, hatte mit Recht betont, daß es andere Lebens- und Erfahrungsgebiete gibt, die für solche Instrumente unzulänglich sind. Jeder Historiker weiß das; aber der hochmütige Monismus, der diese anderen Erfahrungsgebiete so wenig kennt, wie der Blindgeborene die Farben, der Taubgeborene die Musik, verspottete diese wissenschaftlich notwendige Sonderung der Gebiete und Methoden; noch dazu in der ungeschicktesten Weise, sodaß man gleich sieht, auch das Wesen der doppelten Buchhaltung selbst war dem Spötter durchaus unverständlich geblieben.“

Dieser hochmütige und unduldsame Monismus ist auch uns Nachgeborenen bekannt geworden durch das Verhalten der Haeckelianer, und er ist noch in weiten Kreisen bis auf den heutigen Tag anzutreffen.

Es ist tief bedauerlich, daß die Philosophie Kants, von der so viel geredet wird, sich praktisch so wenig durchgesetzt hat. Denn Kant hat durch seine Scheidung zwischen der reinen und der praktischen Vernunft die beiden Erkenntnisgebiete so klar und deutlich wie nur möglich abgegrenzt. Nach ihm hat, „was theoretisch sich als unerkennbar erweist, dennoch praktische Realität, ist für das Handeln wirksam und wird zum Behuf der Sittlichkeit gefordert“. Das ist die zutreffendste Anerkennung des Anders- aber Dennochsein. Zugleich ist damit aber auch dieser ganzen Auseinandersetzung für alle Zukunft der Weg gewiesen, der in der rationalen Ueberwindung des Rationalismus bestehen muß.

Nicht minder deutlich als Kant und immer wiederkehrend hat der andere große Geist des 18. Jahrhunderts, der ins 19.

*) Geistliche Gedanken eines Nationalökonomten, Dresden 1896.

hinein, Goethe, sich über diese zwei Welten ausgesprochen. In den Maximen und Reflexionen steht der oft zitierte Satz:

„Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.“ Erforschen und verehren und die Wirkungen als Beweis der Wahrheit hinnehmen, diese Gedanken kehren auch wieder, wenn er von der Bibel oder vom Christentum spricht. So heißt es in den Reflexionen:

„Deshalb ist die Bibel ein ewig wirkendes Buch, weil, so lange die Welt steht, niemand auftreten und sagen wird: Ich begreife es im Ganzen und verstehe es im Einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: Im Ganzen ist es ehrwürdig und im Einzelnen anwendbar.“ Und Eckermann gegenüber sind die berühmten Worte gesprochen worden, daß das Christentum wegen seiner Wirkungen auf Gesunkene und Leidende ein mächtiges Wesen für sich sei, erhaben für alle Philosophie und von ihr keiner Stütze bedürftig.

Denselben Gedanken hat der tiefgründige praktische Philosoph und große Dulder, Wilhelm von Kugelgen, in einem Briefe an seinen Bruder Gerhard noch deutlicher zum Ausdruck gebracht^{*)}. Er schreibt ihm:

„Die Glaubenswahrheiten haben auch ihre sicheren Kriterien, und die Glaubenserkenntnis steht ebensowenig im Belieben als die wissenschaftliche. Auf sinnliche Weise können wir hier freilich nicht an das Objekt heran. Aber in seiner praktischen Anwendbarkeit zeigt sich die Wahrheit unseres Glaubens. Der Weg, der zum Ziele führt, ist der richtige. Der nächste, ja der alleinige Weg aller Religion ist ein moralischer. Was mich geistig aufbaut, stärkt, reinigt und beglückt, ist immer wahr, mag es aussehen wie es will.“

Schließlich mag auch das Buch der Bücher als Beleg herangezogen werden mit seiner kommentarlosen, plastischen Beweisführung. Als Johannes der Täufer aus dem Gefängnis die Frage an Jesus richten läßt: „Bist Du es, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?“, da antwortet Jesus nicht mit einem logischen oder historischen Beweis, sondern verweist einfach auf die Ergebnisse seines Wirkens: „Gehet hin und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret: Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“

Die Wiederannäherung der modernen Wissenschaft an diese Erkenntnis vollzieht sich deutlich vor unseren Augen. Man stößt heute häufiger wieder auf große Naturwissenschaftler von tiefer Religiosität oder doch auf solche, die der Welt des Glaubens ihre Existenzberechtigung wieder zuerkennen, ja sogar ihr besondere Aufgaben auf dem Gebiet der Welterkenntnis zuweisen. Ich erinnere mich hier mit besonderer Wärme an den kürzlich verstorbenen großen Augenarzt Axenfeld in Freiburg, der gleich groß als Arzt wie als Mensch und nicht nur tief religiös, sondern ebenso

^{*)} Lebenserinnerungen des alten Mannes. Leipzig 1923.

kirchlich gesinnt war. Auch sein noch lebender dortiger Kollege, der bekannte Pathologe Aschoff, gehört in diese Reihe.

In den von mir mitveranstalteten Vorträgen in der hiesigen Kartäuserkirche hat in diesem Winter der Utrechter Zoologe, Professor Jordan, über das Thema „Ueber die Beziehungen der Wissenschaft vom Leben und der Religion in der Zeit Haeckels sowie unserer Zeit“ gesprochen und dabei ausgeführt, daß, wenn es auch gelänge, alle Grundstoffe, aus denen das Leben besteht, zu analysieren, es doch unmöglich sei, durch Synthese Leben zu erzeugen. Denn die Totalität des Lebens stamme aus einer anderen Sphäre, deren Erkenntnis mit den Mitteln der Naturwissenschaft nicht möglich sei. Die Natur ist nach seinen Ausführungen stets ein sinnvolles Ganzes, das jedoch nicht kausal erklärbar ist. Sie hat, als Ganzes genommen, keinen Zweck und keine Absicht, sondern nur die Kunst und die Religion. Schließlich sei in diesem Zusammenhang noch darauf hingewiesen, daß bei der Tagung des Euckenbundes in Jena in diesem Jahr von führenden Männern der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens die Wiederbelebung der religiösen Idee eindringlich gefordert worden ist.

Die zwei verschiedenen Welten werden also heute nicht nur anerkannt, man fordert in der Wissenschaft geradezu die Wiedereinsetzung der Gotteswelt in den erkenntnisuchenden und den praktischen Lebensbereich.

3.

Warum fordert man in der Wissenschaft heute die Wiedereinsetzung der Gotteswelt in den erkenntnisuchenden und den praktischen Lebensbereich? Man fordert es, weil man erkannt hat, daß man mit der Ausschaltung der Gotteswelt die diesseitige Welt einer Lebensquelle beraubt hat. Wissenschaft und Religion verhalten sich zueinander wie Licht und Wärme. Das Licht erhellt und erklärt, die Wärme aber belebt. Ohne Licht gibt es Leben, wenn auch ein häßliches, ohne Wärme aber ist der Tod. Denn die Wärme ist eine Kraft. Daß aber die Religion oder der Glaube Kraft ist, das hat niemand schöner und plastischer herausgestellt als Paulus im 1. Römerbrief, wenn er sagt: „Ich schäme mich des Evangeliums von Jesus Christus nicht, denn es ist eine Kraft Gottes.“ Zugleich ist damit auch der Gegensatz zur Wissenschaft deutlich hervorgehoben. Der gelehrte Mann, der an hellenistischer Kultur herangewachsen war, weist, wenn er sagt: Ich schäme mich nicht, darauf hin, daß hier eine andere Welt in Frage steht, die mit anderen Mitteln begriffen sein will.

Wohin aber die Welt ohne diese Kraftquelle gelangt, hat die Geschichte oft genug gezeigt. Sie zeigt es in der verdorbenen Ethik der Renaissance, wo nur die Selbstsucht galt, der Bravo und der vergiftete Dolch herrschten. Die Nützlichkeitslehre Machiavells ist dafür ebenso ein Beweis, wie der tiefe Pessimismus gegenüber der Menschennatur, der die Shakespearschen Dramen

erfüllt. Desgleichen zeigen die Unmenschlichkeiten der französischen Revolution, wie eine solche Welt aussieht. Auch das Verlassenheits- und Verzweiflungsgefühl der Gegenwart, das durch übersteigerte politische Aktivität überkompensiert wird, ist nicht anderes als der Ausfluß des Fehlens dieser Kraftquelle. Die Anerkennung der in Frage stehenden zwei Welten und die Betätigung darin ist eben eine Notwendigkeit, wenn das Leben nicht verkümmern soll.

Es ist, was vor diesem Kreis besonders betont werden darf, mit diesen Doppelwelten nicht anders bestellt als in der Wissenschaft selber, wo auch das Leben nur in seiner ganzen Fülle aufblühen kann, wenn es aus mehreren Quellen gespeist wird. Dies hat wiederum Kant am plastischsten ausgedrückt, wenn er von Begriff und von Anschauung spricht. Es heißt dort, daß die Begriffe ohne Anschauung leer seien, die Anschauung ohne Begriffe aber blind. Das bedeutet nichts anderes, als daß die wissenschaftliche Arbeit sich vollzieht auf mehrfache, miteinander verbundene Weise, durch Denken und Beobachten, durch Dogmatik und Geschichte. Die Totalität des Lebens erfordert eben hier wie auch sonst die Synthese. Die verbohrt e Einseitigkeit dagegen macht das Leben ärmer und kälter und vor allem unwahrer.

4.

Und nun die Hauptfrage: Welche der geistigen Kräfte kann der Not dieser Zeit steuern? Das Wissen oder der Glaube? Die Wissenschaft kann es sicherlich nicht oder jedenfalls nicht allein. Denn die Wissenschaft und ihre Ergebnisse werden ja in der Gegenwart auf weitesten Gebieten direkt mißachtet. Es wird gehandelt, als ob nie etwas erforscht worden wäre. Und warum wird so gehandelt? Weil die menschlichen Beziehungen geschwächt oder zerstört sind. Die Krise dieser Zeit ist eine Vertrauenskrise auf allen Gebieten. Man vertraut nirgends, d. h. man glaubt nichts und niemanden. Wie soll man aber auch an Menschen glauben und zu ihnen Vertrauen haben, wenn der Gottesglaube und das Gottvertrauen fehlen. Wenn die Quelle verschüttet wird, kann kein Wasser das Land befruchten. Es bleibt dann gar nichts anderes übrig, als jene Renaissancehaltung, die beherrscht ist von tiefstem Pessimismus über die Welt und die Menschennatur.

Denn das ist eben doch durch die Erfahrung genügend bewiesen: Der Mensch ist von Natur aus nicht gut, er wird nur gut oder besser, wenn er sich dem Anruf Gottes grundsätzlich nicht verschließt, auch wenn es in seiner Natur liegt, daß er ihm im Einzelfalle immer und immer wieder ausweicht. Es muß daher, wenn die Not bezwungen werden soll, gelingen, die Menschen diesem Anruf wieder verfügbar zu machen.

Hier sehe ich aber kein anderes Mittel als die Wiederherstellung der Kirchlichkeit. Ich bin mir voll und ganz bewußt, daß ich damit in akademischen Kreisen ein anstößiges Wort ausspreche. Aber ich muß es tun. Ich muß es tun, weil hier für mich nicht traditionelle, konventionelle oder romantische Beweg-

gründe maßgebend sind, sondern weil etwas ganz Prinzipielles in Frage steht. Nämlich wieder die Synthese, ohne die kein wahres Leben möglich ist; und zwar hier die Synthese von Form und Inhalt. Ohne die Form wirkt der Inhalt nun einmal nicht oder er wird doch jedenfalls in seiner Wirkung schwer beeinträchtigt.

Was macht denn die Gotteszuversicht der Psalmen so eindringlich?

Was hat die Lutherbibel so volkstümlich gemacht?

Warum ist Bach der unübertreffbare, keiner Zeit angehörende Kirchenmusiker?

Weil hier überall der tiefste Inhalt in die vollkommene Form gegossen ist. Wenn aber irgendwo die Form besonders gepflegt werden muß, so ist dies bei unserem Volk der Fall, mit seiner Neigung zur Formlosigkeit auf der einen und zur Formüberspizung auf der anderen Seite.

Die Bedeutung der Kirche als Form zeigt uns nun aber gerade das protestantische Werden. Es ist gewiß kein Zufall, daß von den mehrfachen Ansätzen, die mittelalterliche Kirche umzugestalten, doch nur die Erfolg hatten, die selbst nur an der Form der Kirche festhielten. Die Sektiererei der Täufer ist ebenso wirkungslos verpufft, wie die Bewegung der Mystiker. Luther gab von der überlieferten äußeren Form am wenigsten preis, vielleicht weil er die künstlerischste Natur der Reformation war. Calvin aber, der alles preisgab, prägte die neue Form des theokratischen Staates, die mit ihren strengen Anforderungen und besonders mit dem Gesetz des Gottesstreitertums eine unerhörte welterobernde Wirkung gezeitigt hat.

Es ist daher meine tiefste Ueberzeugung: Der Protestantismus wird sich nur erhalten, wenn es gelingt, die Form seiner Kirche zu erhalten und mit lebendigem Geist zu erfüllen.

5.

Hier aber steht der Akademiker vor einer besonderen Berufung. Man spricht gerade in heutiger Zeit so oft von seinem Führertum. Das ist vielfach übertrieben. Nicht übertrieben erscheint es mir aber mit Bezug auf das kirchliche Leben, wobei Führertum Vorbild bedeuten soll. Der Bestand der Kirche ist bedroht an beiden Enden. Von oben sind es die Lauen, die ihr aus Steuerflucht den Rücken kehren, weil das bißchen religiöse Versorgung, das sie glauben notwendig zu haben, sie jetzt zu teuer zu stehen kommt. Von unten ist es die Flucht der Massen aus einer falsch verstandenen Aufklärung heraus. Auf beider Haltung ist aber die der Gebildeten nicht ohne Einfluß; wenn sie sehen, daß der welt-offene, gelehrte Mann sich des Evangeliums nicht schämt, können auch sie wachgerüttelt und zum Nachdenken darüber gebracht werden. Das Vorbild ist hier wie auch sonst im Leben immer besser als alles Ueberredenwollen.

So lautet denn mein Ruf an die evangelischen Akademiker: Hinein in das kirchliche Leben! Es gibt dort erschreckend viel zu

tun. Die Verlebendigung des Gottesdienstes, des Religions- und Konfirmandenunterrichts, die Behandlung der Gottlosen- und Austrittsbewegung, die Wiedergewinnung der Jugend. Alles das sind Fragen, die nur unter hingebender Mitwirkung des gebildeten Laienelements gelöst werden können.

An die evangelischen Akademiker ergeht heute der Ruf der Kollektivverantwortung, ein Ruf zu dessen Verdeutlichung ich mich wieder eines Wortes aus der Bibel bedienen will, eines Wortes, das für mein Empfinden zu den erschütterndsten der Schrift gehört. Es ist an Hesekiel bei seiner Berufung zum Prophetenamt ergangen und lautet gekürzt:

„Du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel; du sollst aus meinem Munde das Wort hören, und sie von meinem wegen warnen. Wenn ich dem Gottlosen sage: Du mußt des Todes sterben, und du warnest ihn nicht, und du sagst ihm nicht, so wird er um seiner Sünden willen sterben; aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern.“

Hier steht in den gewaltigsten Worten der Anruf: Heraus aus der Selbstgenügsamkeit! Es genügt nicht, daß der einzelne ein religiöser Selbstversorger ist und sein persönliches Verhältnis zu Gott in Ordnung bringt. Er hat weitere Aufgaben, er soll reden und handeln, damit der andere sich an ihm zum Rechten orientieren kann. Er hat eine Mission.

Wer ein Gebäude für wertvoll hält und sieht, daß es brennt, muß löschen helfen. Es genügt nicht, daß er Ratschläge erteilt, wie man helfen könnte, wie das heute in manchen akademischen Kreisen in bezug auf die Kirche geschieht. Hier kann nur die Tat frommen.

Zu dieser Tat, d. h. zur Betätigung im kirchlichen Leben rufe ich Sie heute bei dieser Adventsfeier, mit der Adventshoffnung.

Ich tue dies als Laie, der viel über diese Fragen nachgedacht hat, der seine Verantwortung in diesen Dingen fühlt und der, wie mir scheint, dies alles besser sagen kann, als beamtete Pfarrer es vermögen. Und ich weiß mir im Zusammenhang mit dieser Aufforderung keinen besseren Abgesang als den alten und doch so zeitgemäßen und so ganz unpietistischen Vers des Begründers der Brüdergemeinde:

„Wir woll'n uns gerne wagen
in unseren Tagen
der Ruhe abzusagen,
die's Tun vergißt,
wir woll'n nach Arbeit fragen,
wo welche ist,
nicht an dem Amt verzagen,
uns fröhlich plagen
und unsere Steine tragen
aufs Baugerüst.“